

(Nachdruck verboten.)

## 5) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Balenzia lag für sie am äußersten Ende der Welt, von dort kam der Marschall Suchet, den der König Joseph zum Herzog von Albufera und zum Herrn des Sees, des Waldes und aller seiner Reichtümer ernannt hatte.

Er war wohl die älteste Gestalt, an die sich der Onkel Paloma erinnerte. Der Alte glaubte ihn noch vor sich zu sehen mit seinen wirren Haaren und dem kurzen, breiten Wadenbart, in seinem grauen Gehrock, einen runden Hut auf dem Kopfe, stets von Männern in prächtigen Uniformen umgeben, die seine Gewehre luden. Der Marschall benutzte zur Jagd die Barke von Palomas Vater, und der Onkel Paloma sah als kleiner Junge am Bug und starrte den großen Mann bewundernd an. Sehr häufig lachte er über das Kauderwelsch des Feldherrn, der die Rückständigkeit des Landes beklagte oder die wahrscheinlichen Erfolge eines Krieges gegen die Engländer und Spanier, von denen die Leute am See nur eine recht unklare Vorstellung hatten, in Betracht zog.

Einmal war er mit seinem Vater nach Balenzia gegangen, um dem Herzog von Albufera einen riesengroßen Mal als Geschenk zu überbringen, und der Marschall hatte sie lachend in seiner Uniform empfangen, von prächtigen Offizieren in Golduniformen umgeben, die gleichsam als Trabanten seines Glanzes erschienen.

Der Onkel Paloma war bereits ein Mann, als sein Vater starb. Er wurde nun Herr der Hütte und Besitzer der beiden Barken, aber es gab jetzt keinen Herzog von Albufera mehr. An dessen Stelle regierten jetzt Amtsmänner im Namen ihres königlichen Herrn: vortreffliche Stadtleute, die nie nach dem See kamen, die Fischer in der Dehesa räubern und ungehindert die Vögel jagen ließen, von denen es in den Gräben wimmelte.

Das waren die guten Zeiten, und wenn der Onkel Paloma bei den Anekdotalen in Canamels Schänke daran erinnerte, dann gerieten die jungen Leute vor Begeisterung außer sich. Damals fischte und jagte man, ohne daß man vor Geldstrafen oder Feldhütern Furcht zu haben brauchte. Wenn der Abend hereinbrach, kamen die Leute mit ihrem Duzend Kaninchen, die sie in der Dehesa in der Schlinge gefangen, und außerdem mit Körben von Fischen, Kränzen von Vögeln, die sie in den Kanälen gejagt, nach Hause. Alles gehörte dem König, und der König wohnte in weiter, weiter Ferne. Das war nicht wie jetzt, wo Albufera Staatseigentum war. Jetzt konnten die armen Leute keinen Schutz mehr abgeben und sich kein armseliges Bündel Reis mehr sammeln, ohne daß im selben Augenblick, man wußte nicht woher, ein Gendarm mit dem Behrgehänge umgürtet und sein Schildchen auf der Brust, austauchte und seinen Karabiner auf sie anlegte.

Der Onkel Paloma hatte sich die Privilegien seines Vaters bewahrt. Er war der erste Schiffer von Albufera, und es kam keine wichtige Persönlichkeit nach dem See, die er nicht durch die Inseln und Kanäle fahren und der er nicht alle Merkwürdigkeiten zu Wasser und zu Lande zeigen mußte. Er erinnerte sich an die Königin Isabella II., als sie noch jung war, wie sie mit ihren Köden das ganze Hinterteil der Barke ausfüllte, und besonders an ihren üppigen Busen, der sich bei jedem Stoß der Ruderstange hob und senkte.

Die Leute lachten, wenn sie sich daran erinnerten, wie er die Kaiserin Eugenie über den See gerudert. Sie stand schlank und grazios im Reitanzug auf der Barke, das Gewehr in der Hand, und legte fortwährend auf die Scharen von Enten an, die eine Anzahl von Treibern mit lautem Geschrei vor ihr aufjagte. Am entgegengesetzten Ende stand der Onkel Paloma mit tüdlich-pfiffigem Gesicht, seine alte Büchse zwischen den Beinen und erledigte jeden Vogel, der der hohen Dame entging. Dabei machte er sie in einem äußerst phantastischen Spanisch auf das Erscheinen der Vögel aufmerksam: „Da, Majestät, Achtung, rechts, links, ein Grünhals.“

Alle diese vornehmen Persönlichkeiten waren mit dem alten Schiffer zufrieden. Er war unverschämt und zeigte die ganze Grobheit eines Jagunensohnes: dagegen schmeichelte er ihnen mit seiner alten Büchse, einer ehrwürdigen Waffe, die so geflickt und ausgebeßert war, daß von der eigentlichen Fabrikation kaum noch etwas übrig blieb. Der Onkel Paloma war ein wunderbarer Schütze. Die Aufschneider erzählten, er hätte einmal mit einem einzigen Schuß vier Wasserhühner erlegt. Wenn er einem mittelmäßigen Schützen, der dabei aber eine bedeutende Persönlichkeit war, schmeicheln wollte, dann stellte er sich in der Barke neben ihn, und schob gleichzeitig mit ihm mit einer solchen Genauigkeit und Präzision, daß die beiden Schüsse nur einen bildeten, und der Jäger, der das Wild fallen sah, von seiner Geschicklichkeit entzückt war, während der Schiffer stillschweigend vor sich hinlächelte.

Am liebsten aber erinnerte er sich doch an den General Prim. Er hatte ihn in einer stürmischen Nacht kennen gelernt, wo er ihn in seiner Barke über den See gefahren. Das war zur Zeit, als er in Ungnade gefallen war. Die Gendarmen waren hinter ihm her, und der General floh, als Arbeiter verkleidet, aus Balenzia, wo er die Garnison vergeblich zum Aufstande hatte treiben wollen.

Der Onkel Paloma brachte ihn bis zum Meer und als er ihn ein paar Jahre später wieder sah, stand er an der Spitze der Regierung und war der vergötterte Liebling der Nation. Zuweilen aber wurde er der Politik überdrüssig und dann verließ er Madrid, um auf dem See zu jagen; der Onkel Paloma, der seit dem vorigen Abenteuer sich ihm gegenüber recht unverschämt und vertraulich betrug, zankte ihn wie ein Kind aus, wenn er einmal einen Schuß verfehlte. Für ihn existierten die Großen nicht. Die Menschen zerfielen in zwei Klassen, in gute und schlechte Jäger. Wenn der Feld einen Vogel verfehlte, dann wurde der Schiffer so wütend, daß er ihn duzte.

„Du willst ein General sein? Ein netter General!“ Und den tapferen Helden, der in Marokko so große Taten verrichtet, redete er folgendermaßen an:

„Aber so schieß doch, schieß doch, lern' doch richtig zielen.“

Und während der glorreiche Schütze lachte, gab der Fischer, ohne auch nur das Gewehr an die Wange zu halten, einen Schuß ab, worauf ein Guhn wie ein Stein ins Wasser fiel.

Alle diese Anekdoten verliehen dem Onkel Paloma ein ungeheures Ansehen bei den Leuten am See.

„Was dieser Mann hätte erreichen können, wenn er von seinen Landsleuten nur etwas gewollt hätte.“

Aber er war immer schwermütig und brummig und behandelte die vornehmen Persönlichkeiten wie Anekdotalen. Er brachte sie durch seine Unverschämtheiten gerade in dem Augenblick zum Lachen, wenn sie in der düstersten Stimmung waren, oder heiterte sie durch doppelstimmige oder lustige Phrasen auf, wenn er den Liebenswürdigen spielen wollte.

Er war mit seinem Schicksal zufrieden, und was noch merkwürdiger und schwieriger war, er blieb es auch, je mehr er in die Jahre kam. Trotzdem blieb er Schiffer, immer Schiffer. Er verachtete die Leute, die die Reisfelder bebauten, das waren Arbeiter, und dieses Wort bedeutete für ihn den größten Schimpf.

Er war stolz darauf, ein Kind des Wassers zu sein, und oft zog er es vor, lieber dem Rande der Kanäle zu folgen, als seinen Weg über die Hügel zu nehmen, wenn er auch kürzer war. Er betrat nicht gern einen anderen Boden als den der Dehesa, wo er beim Erscheinen der Feldhüter die Flucht ergriff, nachdem er ein paar Schüsse auf Kaninchen abgegeben. Wäre es nach ihm gegangen, er hätte in seiner Barke geschlafen und gegessen, denn sie war für ihn dasselbe, was der Banger für ein Krustentier ist. Die Instinkte der ältesten Rassen lebten in diesem alten Manne wieder auf.

Nur eins hinderte ihn, ganz und gar glücklich zu sein; das war der Mangel der Familie und die Notwendigkeit, wie ein Fisch oder wie ein Grabenvogel zu leben, der sich heute sein Nest auf einer kleinen Insel und morgen im Schilfrohr baut.

Trotzdem hatte sein Vater versucht, ihn zu verheiraten.



Er wollte nicht, daß die Hütte, die sein Werk war, leer und verlassen dastand, und der Wasserzigenner sah sich genötigt, in Gesellschaft mit seinen Nebenmenschen zu leben, unter einem Strohdach zu schlafen, seine Beisteuer zum Unterhalt des Pfarrers zu leisten und dem kleinen Akade, dem Friedensrichter des Dorfes, zu gehorchen.

„Ein schamloser Mensch,“ behauptete er, „der, um nicht zu arbeiten, sich unter den Schutz der Stadtbehörden stellt.“

An seine Gattin erinnerte er sich nur noch unklar. Er hatte gemeinsam mit ihr viele Jahre seines Lebens verbracht, ohne daß ihm etwas anderes im Gedächtnis geblieben wäre, als ihre Gewohnheit im Flicken von Netzen und ihre Geschicklichkeit, mit der sie Freitag das Brot für die Woche knetete, das sie dann nach dem Ofen mit der weißen runden Kuppel trug, der einem arabischen Grabe ähnlich sah und am äußersten Ende der Insel sich befand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

2)

## Das Opfer.

Von Karl Busse.

Vier Wochen etwa nach dieser glücklichen Heimkehr sah Nikolaus Prus auf dem Grenzstein vor seiner Wiese. Es war ein trüber Morgen, der Regen versprach. Ringsum wucherten Hahnenfußpflanzen, und Rudolfslichtnelken mit den klebrigen Selentken schaukelten sich dazwischen. Drüben aus seiner Parade stieg der Rauch in die Frühluft. Auch eine etwas zittrige, näselnde Stimme hörte man manchmal von drüben, und der Kossäte auf dem Stein juckte dann jedesmal zusammen. Mit einem stumpfen Gesicht starrte er danach wieder vor sich hin auf die Gräser.

Das Luderchen war ihm nachgeschlichen. Aber es sprang nicht an ihm empor, es ließ die Ohren und den Stummelschwanz hängen und streckte sich zehn Schritt hinter seinem Herrn ins Gras . . . schen, leise, unsicher. Langsam, ohne sich zu erheben, rutschte es dann von Zeit zu Zeit einen Schritt näher. Es verstand die Welt nicht mehr, was es tun und lassen sollte, es legte den Kopf zwischen die Vorderbeine und winselte leise, von unsicherer schwerer Ahnung wie von schwarzen Wolken überschattet. Denn es ging etwas vor in der Hütte der Prus, und es hing zusammen mit dem Hausbau nebenan.

Nikolaus Prus hob den Kopf. Vielleicht hatte er das Winseln vernommen. Er wandte sich, sah den Hund liegen, wolt' eine ungestüme Bewegung machen und ihn zu sich rufen, aber bezwang sich und lehrte sich ab. Sein Gesicht war jetzt nicht mehr stumpf; es arbeitete darin, und als von neuem die näselnde Stimme herübererscholl, kam etwas Unruhiges und Verquältes in die verwiterten Füge.

Nein, das Lotteriegeld hatte kein Glück gebracht. Seit es da war, hatte alles ein anderes Gesicht. Im Dorf war die Keuigkeit von Mund zu Mund geslogen, jeder wolt' sie sich bestätigen lassen, jeder es auch einmal mit solchem Papierchen versuchen. Eigentlich war ja in ganz Runowo-Gauland keiner, der dem gutherzigen, ewig strahlenden Nikolaus Prus den Gewinn nicht gönnte. Im Gegenteil . . . aber man fand doch, daß es etwas reichlich war: erst der Landverkauf, dann jetzt der fabelhafte Segen. Wenn das alles nur gut ausliefe . . . bestemmend war solch ein Glück. Und von Tag zu Tag wuchs ringsum unter den Nachbarn und Bekannten ein dumpfes Staunen. Man hatte Fälle, daß der Himmel einen immer höher hob, um ihn dann um so stärker zu schlagen. Man schüttelte den Kopf und flüsterte sorgenschwer. Ja, es gab bald einige, die offen erklärten, sie hätten gewiß eine Unterstützung nötig, möchten aber mit Nikolaus Prus nicht tauschen. Ein halbes Grauen ergriff das Dorf vor dem Glücke des Kossäten.

Und mitten durch den Sonnenschein kam dieses Grauen auf Nikolaus Prus zu. Er las es in den Mienen, er hörte es in den Andeutungen. Es nahm ihm langsam die Freude an seinem Gewinne, es ward stärker und legte sich wie ein Gewicht auf sein Herz, es wischte ihm das Strahlen aus den Mienen, machte ihn selber unsicher, bellommen, unfroh, als müsse sich wirklich eine unbekannte Macht wegen des überreichen ihm bescherten Glückes an ihm rächen.

Vergebens opferte er der heiligen Jungfrau zwei armdide Kerzen. Seine strahlende Fröhlichkeit war dahin, und wenn er des Abends die Harmonika blies, geschah es oft, daß er jäh abbrach und aufstuhr, als schatte etwas über den Weg, als käme etwas heimlich näher. Der Hausbau sollt' ihn ablenken — er sah dem Ausschachten zu, dem Grundsteinlegen und plauderte mit den Leuten. Aber bald hörte auch das auf, denn da der städtische Meister alle Arbeiter zur Vollendung eines größeren Gebäudes brauchte, schickte er nur den eisgrauen Blawinski und einen jungen Steinträger nach Runowo-Gauland.

Der alte Blawinski war unheimlich. Seine Kiefer mahnten ständig, und mit der zittrigen, näselnden Stimme murmelte er unverständliches Zeug vor sich hin, kicherte dazwischen und blidte, die Kelle in der Hand, mit den rotumranderten Augen oft minuten-

lang auf einen Fleck. Von vornherein hatte der offene, harmlos-fröhliche Nikolaus eine kleine Scheu vor ihm gehabt. Und nicht minder das Luderchen. So friedfertig es sonst war . . . den alten Maurer blaffte es ärgerlich an und umschlich ihn knurrend. „Grad“, als hätte das Tier eine Ahnung, von welcher Seite ihm Unheil drohe.

Anders die Pani Bellascha. Der alte Blawinski hatte ihr vor Jahren einst die Nase besprochen, und so legte sie eine etwas abergläubische Verehrung für ihn. Als sich nun langsam auch ihr Furcht und geheimes Grauen über ihr allzu großes Glück mitteilten, stand sie oft bei dem Maurer, und wenn sie auch halb lachend das Mißtrauen der Dörfler ablehnte und die Einbildungen der Leute nicht ernst zu nehmen schien, so merzte man doch, daß ihr selbst im Herzensgrund eine versteckte Angst wohnte und sie durch die Zustimmung des Greises nur beruhigt werden wollte.

Der jedoch stimmte durchaus nicht zu. Er gab keine Antwort, sah die Frau mit den entzündeten Augen an und wadelte mit dem Kopf. Eines Vormittags jedoch, als die Pani ihre Angst offen gestand, lachte er, blidte auf einen Fleck in der Ferne, murmelte allerlei Zeug zusammen und befaßl ihr endlich, ihren Mann zu rufen. Nikolaus kam, und mit ihm kam Luderchen.

Ueber eine Stunde hockten die drei Menschen zusammen, und das Grauen, das den Kossäten hier und da befallen, sah jetzt in dem eisgrauen Maurer leibhaftig vor ihm, sprach mit näselnder Stimme, machte große Bewegungen mit den zittrigen Händen und wolt' ihn völlig unterjochen. Was Blawinski sagte, kam auf dies hinaus: ja, das Glück sei zu groß, und um die Rache derer, die dadurch Gewalt über den Menschen bekommen, aufzuhalten und abzuleiten, sei es notwendig, ein Opfer zu bringen. Das jedoch könne nicht in ein paar Kerzen und Almosen bestehen, weil dies zu billig wäre und nur einen ganz geringen Teil des Gewinnes beanspruche, sondern er, der Nikolaus Prus, müsse freiwillig das Liebste darbringen, was er besäße, etwas, dessen Verlust ihn schmerze und ihm naheginge.

Die Pani fing an zu heulen: was sie denn hätten? Und Nikolaus schüttelte den Kopf und lachte kurz auf, aus bedrücktem Herzen. Er fühlte dumpf, daß nun das Unheil kam und wußte doch nicht, was es wäre und wohin der Alte zielte. Er setzte sich schwer und stützte den Kopf in die Hand. Da drängte sich zärtlich, als wolt' es ihn trösten, das Luderchen mit feuchter Nase gegen seine Knie, webelte mit dem Stummelschwänzchen und sah ihn mit treuen Augen an. Unwillkürlich flog über das Gesicht des Kossäten ein hellerer Schein, und mit beiden Händen rieb er den Kopf des Tieres, das er so liebte.

Der alte Maurer hatte das gesehen. In seinen rotumranderten Augen glomm es auf, seine Kiefer mahnten stärker.

Und dann kicherte er und sagte mit der näselnden Stimme: „Mit dem Hause, Söhnchen, ist es Sonnabend auch so weit.“

Verwundert und wie erlöst, weil Blawinski nicht weiter auf das Opfer zurückzukommen schien, blidte Nikolaus Prus auf die Fundamente seines Neubaus. Und hastig begann er zu erzählen, wie er sich einrichten wolle, wo das junge Paar, wenn sein Witold mal heiratete, haufen, wo er selber mit seiner Frau das Allentstübchen teilen würde.

Aber der Maurer lachte dazwischen. Sonnabend sei der letzte Termin . . . wie er es damit halten wolle? Ob er denn den Brauch nicht kenne, den uralten, heiligen . . . ? Und während die Augen, rund und in Ringen wie Eulenaugen, bald listig funkelten, bald sich verschleierten, bald sich merkwürdig verloren und erstarrten, erzählte er, was sie ja beide auch wußten: daß in ein neues Haus, wenn es den drin Wohnenden Glück und Gesundheit bringen sollte, etwas Lebendiges eingemauert werden müsse. Und erzählte aus den Tagen seines Urgroßvaters, wie man heimlich, heimlich unschuldige Kinder und junge Nonnen eingemauert habe, und nannte halblaut Namen und Häuser, die dadurch groß und glänzend geworden wären. Wohl dürfe man in der jetzigen Zeit, wo die Polizei ihre Nase in alles stecke, nicht mehr über reinen Kindern die Mauern errichten, obwohl dies am besten sei und die stärkste Segenswirkung ausübe, aber noch immer über Lebendigem. Natürlich müsse es geheim bleiben. Der Meister wolle es nicht, doch der käme vor dem Donnerstag der nächsten Woche nicht, und viel könne von Sonnabend bis dahin fertig und erledigt sein.

Und kichernd, funkelnd, unheimlich raunte der Eisgrau weiter: es wäre damit gleichzeitig die Gelegenheit gegeben, das Opfer zu bringen . . . das freiwillige Opfer für das beängstigende Glück, das Schlag auf Schlag ihn, den Nikolaus Prus, trafe. So würde durch dieses Opfer Strafe und Rache abgelenkt, und gleichzeitig für die Zukunft gesorgt, für den Sohn, der einst dies neue Haus doch bewohnen solle. Seit vorhin wisse er auch, was einzig in Betracht käme . . . etwas, das zugleich lebendig und ihnen sehr lieb sei.

Der alte Maurer nahm, als hätt' er genug gesagt, seine Arbeit auf. Nur einmal drehte er sich noch um, sah mit einem bösen Blick nach dem Hund und wies mit dem Finger auf ihn hin: „Der!“

Da ging ein Rufen und Zuden durch die Gestalt von Nikolaus Prus. Ein Lachen, das wie ein Gurgeln klang, als wär ihm der Weg versperrt: „Luderchen!“

Und er stürzte sich auf den Hund, als müßt' er ihn schützen und halten für Lebenszeit. Er nahm ihn empor und ging unwillkürlich zurück mit ihr, als ob ihm jetzt schon Gefahr drohe.



„Niema!s!“ schrie er . . . „Niema!s!“ Und ballte gegen Plawinski die Faust: „O du Vesejener!“

Der aber suchte nur die Achseln. „Für wen, Söhnchen,“ näselte er, „soll es sein? Für mich? oder für dich, für die Pani, für den Witold? Tu's oder tu's nicht . . . deine Sache, nicht meine!“

Von dem Tag an lachte Nikolaus Prus nicht mehr. Er wußte, wie es kommen würde. Zwar sagte er auch jetzt noch das „Niema!s“, das er dem Alten entgegengehört hatte, aber jedesmal, wenn er es nach der schweren Durchwanderung derselben Kirche sagte, klang es unsicherer und schwächer. Es waren zu viel gegen ihn, den Einen. Tag für Tag arbeitete der Greis mit den mahelnden Kneifern nebena, und das heimliche Grauen, das durchs Dorf lief, schien sich in ihm verlorpelt zu haben. Tag für Tag bohrte seine Frau, die Pellaſcha . . . bohrte mit halben Worten: es war doch schön, wenn sie dann sorgenfrei leben könnten, und man dürfe etwas Liebes wohl hergeben für etwas Lieberes, für den Sohn, dem das Glück des Hauses einst zu gute kommen sollte. Die Pani war im Herzensgrunde des Handels froh: sie selber machte sich aus dem Hund wenig, und wenn ihr Mann auch an dem Tier hing, man kam doch billig dabei fort. Ein Schwein war teurer gewesen. Am schlammigsten war, daß eine heimliche Stimme in Nikolaus Prus selber sich auf die Seite der Beiden stellte und unaufhörlich über das „Niema!s“ hinweg flüsterte: es sei für den eigenen Frieden, für den Sohn, für die Zukunft.

Wie eine Kette, die sich aufrollt, abläuft, und wieder aufrollt, zog das Für und Wider durch den Kopf des Kossäten. Er lief Tags herum, er lag Nachts im didgestopften Bett und schlief nicht. Er quälte sich und wurde immer müdter. Oft sehnte er sich, dem Alten, der langsam, langsam arbeitete, aber doch vorwärts kam, ins Gesicht zu schreien, weshalb es nicht ginge, ihm Marzumachen, daß er seinen Liebling doch nicht einem qualvollen Tode überliefern könnte, aber der Alte schwieg und schwang die Kelle, als hätte er nie etwas gesagt, als kümmerte ihn die ganze Sache gar nichts mehr. Und wieder ward das heimliche Grauen vor dem seltsamen Greise stärker: wie eine lebendig gewordene Drohung und Forderung, die nicht weicht, die immer da ist und wartet, erschien es dem Kossäten, der nicht aus noch ein wußte.

Und nun war der Sonnabend gekommen. So oder so . . . heut' muß es sich entscheiden. Unter dem regentropfen Himmel sah er, dumpf und stumpf von dem vielen ungewohnten Denken, und sagte nur immer vor sich hin: Das Luderchen . . . Das kluge Tier wußt ja so wenig mehr aus und ein, wie er selber. Denn bald liebte er es stürmisch wie seinen besten Freund, bald in Verweigerung trieb er es mit Steinwürfen fort von sich, weil er dumpf fühlte, daß er es schließlich doch verraten und verurteilen würde. Und heut, am Sonnabend, hörte man öfter wieder die näselnde, güttrige Stimme des eisgrauen Maurers. Er begann einen Gesang, den niemand verstand, an dem nur er selber Freude hatte. Dem Nikolaus Prus klang er ins Ohr wie ein Triumphlied. Er knirschte mit den Zähnen und stöhnte. Nein, nein, er konnte sich nicht entscheiden — mochte es denn Gott tun.

Das Wetter war trübe. Aber es konnte sich halten. Stielt es sich, dann hatte der Himmel selber zu gunsten des Luderchens gesprochen. Begann es zu regnen, dann — dann mochte es eben gesehen. Und weder gegen das eine noch das andere sollt' es eine Widerrede geben. Das schwor sich Nikolaus Prus selber zu.

Langsam erhob er sich vom Grenzstein. Und plötzlich schien ihm, als kämen von Osten, vom polnischen Wind geschweht, schwärzere, schwer tragende Wolken heran. Da suchte sein verwirrtes Gesicht, und als jetzt das Luderchen ihn leise und scheu mit der Schnauze anstieß, schrie er es mit schmerz- und wutvoller Stimme an und bückte sich mit einem wilden Ausdruck in den Miemen nach dem Stein. Winkend entfloh das Tier. Doch ein paar Meter weiter stellte er sich auf die Hinterbeine und bettelte . . . bettelte, wie es sonst um einen Knochen gebettelt hatte, um seines Herrn Liebe.

Da wandte sich der Kossäte ab, ein gurgelnder Laut ward hörbar, und er schleuderte mit aller Gewalt den Stein fort — nicht nach dem Luderchen, sondern in der Richtung, aus der die näselnde Stimme tönte.

Dann ging er rastlos auf die Felder, schlang zu Hause das Essen hinunter und wartete. Seine Frau schlich um ihn herum. Er wußte, was sie wollte. Er hatte die Lippen zusammengedrückt und sah schweigend nach dem Himmel.

Gegen drei Uhr fing es an zu regnen. Die Tropfen klatschten an die kleinen Scheiben. Es ward ein heftiger, lang andauernder Guß.

Einen Augenblick verzerrte sich das vermittelte Gesicht, dann wurde es ruhig. Nikolaus Prus nahm die Mühe.

„Und?“ — fragte die Pani Pellaſcha mit einer Kopfbewegung nach dem Neubau.

„Macht's, macht's,“ erwiderte er halb heiser, „aber ich . . . will nicht dabei sein!“

Er öffnete die Tür. Er drehte sich noch einmal um, wie unter einem stärkeren Willen. Da lag das Luderchen in seinem Winkel, den Kopf auf den Vorderpfoten und sah unverwandt nach ihm hin. Es wartete nur auf eine Bewegung, daß es mitkommen durfte, und war doch gleichsam schon in sein Schicksal ergeben. Die traurigen Augen des Tieres rissen Nikolaus Prus förmlich zurück. Er zögerte.

Er hörte den mahelnden Fall der Tropfen. Er senkte das Haupt und schloß die Tür.

Ziel- und zwecklos wanderte er in den klatschenden Regen hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## frostige flitterwochen.

Von C. Schenkling-Berlin.

Sentimentalen Leuten scheint die Schneedecke, die sich zur Winterzeit über die Erde legt, ein Leichtgewicht. Mit Unrecht sagt man so. Einem Vettuch ist sie vergleichbar, denn schlummend, nicht erstorben, ruht unter ihr das Naturleben. Hier und da entfaltet sogar mitten im Winter das Leben seine vollste Kraft. Zur Christmond erblüht die Schneerose im Walde und jetzt, im Januar, finden wir sogar Liebesleute dort. Kreuzschnäbel sind es, die in den Nadelwäldern des Harzes, Thüringer Waldes und des schlesischen Gebirges nicht selten sind, und soweit die Fichte Massenbestände in der Ebene bildet, wie in Preußen und Südwestdeutschland, auch dort vorkommen.

Ein ständiger Brutvogel ist der Fichtenzweitschnäbel aber nicht. zufolge seines Wahlpruches: ubi bene, ibi patria durchstreift er zigeunerartig das Land und tritt in Gebieten, in denen er jahrelang nicht gesehen wurde, plötzlich in großer Menge auf, wenn der Fichtensame, der seine Hauptnahrung bildet, gut geraten ist. Und dieser reiche Nahrungsvorrat macht ihm Mut, mitten im Schnee und Eis seinen Haushalt zu etablieren. Das verhältnismäßig große und halbfugelige, aus zarten Nadelhölzern, Moos, Flechten und Grashalmchen hergestellte Nest legt der Vogel verstreut in hohen Fichten an, bald im Wipfel, bald nahe am Stamm, bald auf Gabelästen, immer aber so, daß es von Zweigen bedeckt wird, damit es nicht ins Wochebett und in die Wiege schneit. Selbst klingender Frost hindert das Tierchen nicht in seinem Brutgeschäft. So berichtet Bechstein: „Im Dezember 1794 und Jänner 1795 war die Kälte so außerordentlich stark, daß das Thermometer etliche Male 20 bis 30 Grad unter dem Gefrierpunkt stand, und doch waren in der Mitte und zu Ende des Jänner die jungen Kreuzschnäbel alle glücklich ausgekommen, so daß vom Geschrei der Jungen die Thüringer Wälder widerhallten.“ Die Brut wird mit Fichtensamen großgefüttert, den das Weibchen in kleinen Portionchen im Kropf aufweicht. Das Geschäft des Aufzütterns dauert ziemlich lange, denn der Schnäbel des jungen Vogels muß erst erhärten, ehe er die Form annimmt, die eine selbständige Nahrungsaufnahme ermöglicht.

Höchst interessant ist es, den Vogel beim Schmause zu beobachten. Hat er einen ihm zusagenden Zapfen gefunden, so ergreift er ihn mit dem einen Füßchen, während er sich mit dem andern am Zweige festhält, bricht ihn mit dem Schnäbel ab und trägt ihn auf einen breiten Ast. Hier legt er den Zapfen so nieder, daß dessen Längsachse mit der seines Körpers zusammenfällt, ihn mit einem Fuße festhaltend. Das Ausklauben selbst geschieht in der Weise, daß der Vogel mit der Spitze seines Oberschnabels die breite Deckschuppe, unter der der Same verborgen ist, in der Mitte aufreißt, den etwas geöffneten Schnäbel darunter schiebt und den Kopf seitwärts dreht. Durch die rudweise Kopfbewegung, werden die Schuppenhälfchen beiseite geschleudert und der Same bloßgelegt. Gleich dem Papagei des Tropenwaldes nimmt nun der „Papagei der deutschen Wälder“ den Samen auf, wendet ihn mit der Zunge hin und her, bis er von dem Flugblättchen und der Säwale befreit ist und verschluckt ihn. Da ein und derselbe Vogel bei der Nahrungsaufnahme sein Köpfchen stets nach der Richtung dreht, die er beim Ausklauben seines ersten Samenkorns annahm, wird der anfangs noch biegsame Oberschnäbel entgegen der Kopfbewegung gedrückt und nimmt allmählich zu dem gerade bleibenden, weil fixierten Unterschnäbel eine gekrümmte Stellung ein: so schlägt der Oberschnäbel nach rechts oder links — je nachdem er gewöhnt wurde. Der Gebirgler unterscheidet demnach „rechte“ und „linke Krinige“, wie er unjeren Vogel nennt.

Wennschon der Kreuzschnäbel auch andere Sämereien, zur Zeit der Not sogar Insekten, besonders Blattläuse, verzehrt, so bilden seine Hauptnahrung doch Nadelholzsamen. Mit deren Gedeihen stehen nicht nur die unregelmäßigen Wanderungen dieser Zigeunervögel im Zusammenhang, sondern es wird durch sie noch eine weitere merkwürdige Eigentümlichkeit des Vogels bedingt, nämlich die, daß er nicht verwest. Wehm berichtet, daß ein im Hochsommer geschossenes Exemplar in den Federn ein Jahr lang und ein anderes, das, zur Mumie eingetrodnet war, zwanzig Jahre lang sich unverändert hielt. Diese Eigenschaft rührt von der Menge des Harzes her, die der Vogel mit dem Nadelholzsamen zu sich nimmt, wie daraus hervorgeht, daß Individuen, deren Hauptnahrung in anderen Sämereien bestand, diese Eigenschaft nicht besitzen.

Noch eins ist es, das den Kreuzschnäbel zu einem durchaus originellen Geßellen macht, nämlich sein Federkleid oder vielmehr die Farbenänderung in diesem. Erweisenermaßen gibt es nämlich von der dritten Mauser an gerechnet kaum zwei männliche Kreuzschnäbel, deren Gefieder ein gleiches Aussehen hat. In ihrem Jugendkleide tritt das Grau noch mehr zutage als in dem graugrün gefärbten Habitus des Weibchens. Beim jungen Männchen wird das



Gefieder nach der ersten Mauser gelbgrün. Da in diesem Falle der Farbenwechsel nicht nur durch die Mauser hervorgerufen wird, sondern auch durch Verfärbung, so wird das Kleid um so gelber, je länger es getragen wird. Die Fahnen einzelner Federpartien namentlich an der Brust, erhalten nach und nach einen orange-farbenen Saum, während der übrige Teil die graugrüne Farbe beibehält. Nach der zweiten Mauser ist das Kleingefieder der jungen Männchen rot, wiederum zunächst nur am Fahnenraum, während der Hauptteil der Feder graue Färbung angenommen hat. Das Rote des Saumes breitet sich immer mehr nach dem Schaft hin aus, bis es schließlich die ganze Fahne überzieht und auch gefärbter erscheint; der bisher orangefarbene Saum wird nunmehr karminrot. Diese Verfärbungserscheinungen vollziehen sich aber sehr unregelmäßig, so daß, wie bereits gesagt, nach der dritten Mauser kaum zwei Männchen in der Färbung gleich sind. Die Weibchen erhalten nie ein rotes Gefieder und auch Männchen, die im Käfig gehalten werden, kommen niemals über das gelbe hinaus, doch sollen sie das orangefarbene Kleid bekommen, wenn sie dauernd im Freien hängen. Andererseits verlieren völlig ausgefärbte, also hochrote, Männchen nach der ersten Mauser, die sie im Bauer überstanden, ihre schöne Färbung und werden zum größten Leidwesen ihres Pflegers düster grünlichgelb. Das weist darauf hin, daß die Verfärbung der Vogelfedern unter anderem auch von der freien Luft beeinflusst wird. Gleich dem männlichen Kreuzschnabel erhalten auch die Pfrolmännchen und der Wulfsintenhahn im Käfig ihr Prachtkleid nicht.

Ursper Vögelin spielt auch in der Legende eine Rolle: die Anomalie seines Schnabels soll die Folge des Versuches sein, am ersten Karfreitag die Nägel aus dem Stamm des Kreuzes zu ziehen, wobei das herabrieselnde Blut des Gekreuzigten sein Kleid färbte; auch die Unverwundlichkeit und der Trieb, im Winter zu nisten, verdankt nach der Legende der Vogel diesem Befreiungsversuche:

„Vertwefen sollt ihr nicht, der Tat zum Lohne;  
Die Waldung diet' euch nicht das Futter spärlich.“  
So sprach gerührt der Herr mit mildem Tone,  
„Selbst rauher Winter bleib' euch ungefährlich,  
Da sollt allein ihr nisten . . .“

So sind also die Kreuzschnäbel „geheiligte Vögel“. Aber nicht aus diesem Grunde haben die Geirgler sie zu Stubengenoßen gemacht, auch nicht wegen der Kurzweil, die die kleinen gefiederten Turner in ihrem Käfig dem Vogelfreund bereiten, sondern aus — Aberglauben. Die Vögel sollen nämlich gewisse „Krankheitsstoffe“ an sich ziehen, und zwar die rechten Kränze die der Männer, die linken die der Frauen.

Wo Kiefern mit Fichten und Tannen untermischt stehen, kommt der Kiefernkreuzschnabel vor, dessen gleichfalls prächtig rotgefärbtes Gefieder in den verschiedensten Abstufungen vom Rottrot bis zum dunklen Piegelrot wechselt. Er ist kräftiger als jener, auch schwerfälliger, leitet aber doch gewandt an den dünnsten Zweigen auf und ab, hängt sich auch topfbarwärts daran und gebraucht Schnabel und Füße ganz nach Art der Papageien.

Eine Kreuzschnabelgesellschaft bildet zu jeder Zeit eine schöne Zierde der Waldbäume. Am prächtigsten aber nimmt sie sich aus, wenn dicker Schnee auf den Zweigen liegt. Dann heben sich die roten Vögelchen von der weißen Last und dem düsteren Nadelgrün lebendig ab und wandeln den Fichtenwipfel zu einem Christbaum um, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Zu der ansprechenden Färbung gesellt sich ihr feisches, fröhliches Leben, ihre stille ununterbrochene Regsamkeit. Die Männchen lassen das einfache, aus eigentümlich strömenden und zwitschernden Tönen zusammengesetzte Liebeslied hören, produzieren sich auch in kleinen Flugkünsten, bis sie ein Weibchen gefunden haben. Mit diesem trennen sie sich von der Gesellschaft und richten die Kinderwiege her, die so schön und so fest und so dicht zusammengewirkt ist, daß man nicht begreift, wie sie dieser so ungeschickt aussehende Vogel mit seinem Kreuzschnabel hat anfertigen können. —

## Kleines feuilleton.

### Missionspredigt

des P. Josephus gegen den Sport.

Liebe Christengemeinde! Im vorigen Jahr habe ich euch den Unzuchtsteufel geschildert, der wo bei schlampeten Frauenzimmern unter dem Büschel wohnt oder gleich gar auf der nackten Haut sitzt, wenn sie ihre seidenen Fegen so weit ausschneiden. Er freut sich über die höllische Wärme, die wo beim Tanzen aufsteigt und rapiti capiti hat er den christlichen Jüngling beim Fest, mit dem er vielleicht liebevoll die giftigen Dünste anschnüffelt. Apago Satanas! sag i, apago du Höllensüß! Aber natürlich die Menschen müssen flunkeln, und wenn die Nöd fliegen, merken sie nicht, daß ihnen der Spiriganterl den Latz pfeift.

Liebe Christengemeinde! Jetzt haben wir aber noch einen anderen Unzuchtsteufel, und der ist gleich gar ein Engländer und heißt Sport. Jesses Marand Joseph! Wenn man mit leiblichen

Augen anschauen muß, wie da eine unsterbliche Seele nach der andern in die Höl abirutscht und mit einem solchen Schwung, daß sie im Fegfeuer gleich gar nummer bremsen kann! Rodelt's nur! Rodelt's nur, ihr Malefizpamfen, daß euch die letzten Unterböd löpfaus in die Höd steigen und der Teufel gleich weiß, wo er anpanden muß. Zeigt's as nur her, eure Baderln und die schwarzen Strümpf und noch was dazu, daß euer Schutzengel abschleiben muß über dem graulichen Anblick!

Ja, was sieh i denn da? Ein Trumm Mensch, das schon zehn Jahr aus der Feiertagschul is, schnackst dich Sälittschuh an, wie ein laufsiges Schuldeandl, und rutscht am Eis umanand. Und natürlich, er is aa dabei, der seine Herr mit sein Zwiderbandl hinter die Ohrwaschel! Habt's as net g'hört, daß die Gloden zum heiligen Rosenkranz lant? Hört's net glei auf mit dem Speanzeln, und mit 'm Schächerhneiden, und mit deue Medensarten, die von der Peppen ins Herz hinein tropfen?

O du Amüsterlarven, du ausg'schamte, was hängtst denn du deine Augen so weit anher, daß ma's glei an der Knopfgabel ruhen könnt? Hat er was g'lagt, dein abg'schlecker Herzensaß? Hat er was g'lagt, daß deine Stattelstiel vor lauter Freud in die Höd hupfen? Und in Rosenkranz gehst net nei, du arme, verkorene Seel, und ausg'rutcht bist aa scho, und der Teufel hat di bei deine langen Haar? Welt, da schaugst, wenn di der Teufel mit der glühenden Zang in dein Hintern zwickt, weil's d'n jetzt gar a so draht?

Ja, ja, ja, ja!

Ja, was kimmt denn da daher?

O Frau Wuatta mit die zwoa Töchter auf die Ski? San S' da, Madam, und hat's Jhnen neig'schmissen in den Schneebauen, daß de dicken Giesantensfuß zum Firmament aufstiegen? Da kann ja unser Herrgott a halbe Stund lang nimmer aba schaug'n, sunst muach er dös abschensliche Schasti-Quasti seh'n, dös wo eahm Sie aufsteden!

Pfui Teufel! sag i, pfui Teufel!

Und de Fräulein Töchter, habe die Ehre! Plumpsilla, liegt auch schon da! Freilli, was ma siecht, is ja netter, als wie bei da Frau Mama. Aha g'langt denn dös net, daß Jhnen da Herr Verehrer vom Hofball her bis zum Kadel lemt? Muach er no mehra seh'n? Muß Gahna denn der Teufel aa bei der untern Partie derwischen?

Ja, strampeln S' nur mit die Pfläckerln! Er schaukt scho hin; er siecht's scho! Servus, Herr Luzifer! Da kriag'n S' amal a feines Bröderl in den höllischen Surlübel. Amen!

(Peter Schlemihl im „Simplicissimus“.)

### Anthropologisches.

Menschenopfer in Japan und China. In seiner Eröffnungsrede für das Anthropologische Institut für Großbritannien (1907) behandelte Präsident Gotoland, wie wir im „Globus“ lesen, auch die altjapanischen Menschenopfer, die bei der Verfassung von Kaiser Sitta waren, worüber in den alten Chroniken (Nihongi) ausführliche Berichte vorliegen. Im Jahre 2 der christlichen Zeitrechnung wurde ein Prinz begraben. „Darauf“, heißt es im Nihongi, „versammelte man seine Diener und begrub sie alle aufrecht im Bereiche des Misolagi (Dolmen). Sie weinten und särien Tag und Nacht, bis sie starben und verweseten. Hunde und Raben kamen und verzehrten sie.“ Dadurch wurde der Kaiser Suinin tief gerührt und sagte, es sei ungerade, daß jene, die einem treu im Leben gedient, ihm auch im Tode folgen sollten. Sei es auch alter Brauch, so sei er doch schlecht. Es solle darüber beraten werden, ob er auch ferner beizubehalten sei. Als dann im Jahre 3 die Kaiserin Hibasuhime starb, warf der Kaiser wieder diese Frage auf, und seine Ratgeber stimmten mit ihm überein, daß es sich um einen häßlichen Brauch handele. Was nun folgt, erläutert uns an der Hand geschichtlicher Quellen sehr gut die auch anderwärts beobachtete Abschwächung eines grauen-vollen Opfergebrauches und die Einschlebung eines Bildes für den zu opfernden lebenden Menschen. Der Kaiser sagte, schon früher habe er das Mitbegraben Lebender als Mißbrauch erkannt, aber was dafür an die Stelle setzen? Da schlug sein Ratgeber Romi no Sukune vor, er wolle hundert Tonarbeiter aus dem Lande Idzumo kommen lassen, denen er, nach ihrem Eintreffen, Anleitung gab, Figuren in Menschen oder Pferdegestalt zu formen, sowie allerlei andere Gegenstände, die er dem Kaiser zeigte und wobei er sprach: „Möge es nun für die Zukunft ein Gesetz sein, diese Konfiguren an Stelle der lebenden Menschen zu setzen und sie auf den Tumuli aufzustellen.“ Da war der Kaiser hoch erfreut und dankte Romi no Sukune. Die Konfiguren aber benannte man fortan Hanawa (Tonringe) oder Tatemono (aufgestellte Dinge). Der Kaiser erhob diese Art des Ersatzes zum Gesetz und wies den herbeigekommenen Tonarbeitern einen besonderen Arbeitsplatz an.

In China sind derartige Menschenopfer schon 678 vor Christus bezeugt; in einzelnen Fällen handelt es sich um 66 und 177 Geopfert, auch die Konfiguren der Kaiser waren dabei, sofern sie noch kein Kind geboren hatten. Im Jahre 117 vor Christus kommt dann die Nachricht vor, daß man Steinfiguren von Menschen und Pferden auf dem Grabe von Hohk-ping aufgestellt habe. Viele der alten japanischen Konfiguren, die man heute als tsuchi ningyo bezeichnet, haben sich erhalten und sind von Gotoland abgebildet worden. Sie zeigen zum Teil recht primitive Formen.